

Inhalt	6
Auf der Startschwelle	8
Die Quelle von Schweiß und Tränen	12
Heiß auf Olympia	28
Helle Freude hoch vier	40
Sportskanonen und Spitzenreiter	43
Laufen	76
Fünfkampf	85
Boxen	101
Pankration	108
Pferdespiele	111
Dichten, dudeln, Steine werfen	125
Auf Biegen und Brechen	129
Helden und Versager	143
Kein Blumentopf für Quotenfrauen	153
Kämpfen, bis der Notarzt kommt	156
Eine Werkstatt für ein Wunder	162
Der wiederbelebte Sportsgeist	170
Anhang	178
Register	183

Pferdespiele (S. 110-111)

Dem Tod eine Nüsternlänge voraus

Pferde waren wie eine Droge. Kein Sportfan der Antike konnte genug von ihnen bekommen. Sie waren schnell, elegant und wild, wer sie besaß, galt als reicher Mann. Homer gibt den Figuren seiner Ilias oft Beinamen wie »Rossebezwinger«. Damit war ein Mensch dieser Zeit ausreichend charakterisiert. Wem schnelle Pferde gehörten, der war ein Held, wer mit ihnen in Olympia Preise gewann, galt als gottgleich. Pferde brauchen Platz. Im Stadion des antiken Olympia hätten die Edelrosse gerade genug Raum gefunden, um im Dressur- oder Springreiten zu glänzen. Aber diese Sportarten waren noch nicht erfunden, Reiten bedeutete in der Antike

Rennen und Geschwindigkeit. 680 vor Christus, als zum ersten Mal bei den Olympischen Spielen auch Pferderennen stattfinden sollten, brauchte Olympia eine Rennbahn. Hippodrom hieß die Anlage, nach dem griechischen Wort »hippos« für Pferd. Bis heute sind ihre Überreste nicht gefunden worden. Zwar berichten viele Schriftsteller über die Pferderennbahn Olympias, aber der Zahn der Zeit hat das Hippodrom restlos abgenagt. Als Krümel für die hungrige Forschung fallen nur spärliche Texte vom Esstisch der Geschichte, auf die sich alle Rekonstruktionen berufen.

Wenn Mönche einen vom Pferd erzählen

Eine alte Handschrift in Istanbul berichtet von dem Hippodrom Olympias. Der Text stammt aus dem 11. Jahrhundert nach Christus. Das ist alt, aber nicht alt genug. Als die Schrift verfasst wurde, gab es Olympia schon 700 Jahre lang nicht mehr. Der Autor kann also kaum Augenzeuge dessen gewesen sein, über was er schrieb. Trotzdem ist der Text wertvoll. In jenen Tagen, die wir heute Mittelalter nennen, war es nicht mehr üblich, neue Ideen zu Pergament zu bringen und immer neue Bücher und Papyrusrollen herauszugeben. So etwas gab es nur in der Antike. Im Mittelalter aber war die Kunst des Schreibens fast in Vergessenheit geraten. Nur in Klöstern beherrschten die Mönche noch das Handwerk mit den Buchstaben. Jeden Tag stand ein Dutzend Geistlicher im Schimmer schwacher Talglichter an Pulten und kopierte die alten Schriften. Dazu gehörte vor allem die Bibel, aber auch das Wissen der Vergangenheit sollte erhalten werden. Maschineller Druck war noch nicht erfunden, Kopieren bedeutete Abschreiben. So saßen die Mönche große Teile ihres Lebens über alte Folianten gebeugt, schrieben sich die Finger wund und verdarben sich die Augen.

Korrekturen gab es nicht. Wichtiger als Texttreue waren die vielen Bilder, die den Inhalt illustrierten und die wegen ihrer strahlenden Farben Illuminationen genannt wurden, Erleuchtungen. Die Illuminationen lenkten oft davon ab, dass sich Fehler einschlichen, und so schrieb einer den Irrtum vom anderen ab, und was ehemals als wahrer Text in die Schreibstube eines Klosters gekommen war, veränderte im Lauf der Jahrzehnte seinen Inhalt und kam nach Jahrhunderten als etwas völlig anderes wieder ans Tageslicht. Irren ist mönchlich.

Jedem Lektor läuft es eiskalt den Rücken hinunter, wenn er die Geschichte des Massakers von Verden an der Aller hört. Dort soll um 775 nach Christus Karl der Große, einer der bekanntesten Könige des Mittelalters, 4 500 Sachsen gefangen genommen haben. Der König war so erzürnt über die Sachsen, die gegen ihn Krieg führten, dass er sie allesamt köpfen ließ. Das Blutbad von Verden ist heute in jedem Geschichtsbuch nachzulesen.